

Erzgebirgische Heimatblätter



Nr. 22 — Sonntag (Pfingstfest), den 28. Mai 1939

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Die Burgruine Hassenstein

Die Tage des Wanderns haben wieder begonnen, die uns in diesem Jahre erstmalig, ohne die Behinderung fremder Grenzpfähle, ein Stück in sudetendeutsches Land hineinbringen. Viele alte Stätten sind es, die auf uns warten, und frei ist das Land, in dem eine jahrhundertalte Sehnsucht nach dem Deutschtum war, die endlich erfüllt wurde.

Gerade nach diesen alten deutschen Wahrzeichen aber zieht es uns; nach den Burgen und Schlössern, deren Mauerkronen heute noch von den Bergen grüßen und deren schönste der „Hassenstein“ ist, dem vor allen Dingen unser Wanderziel gelten soll.

Wie alt die Burg ist, die sich auf einem Uraltfels erhebt und nach drei Seiten steil abfällt, vermag niemand zu sagen, weil ihre Anfänge in tiefstes Dunkel getaucht bleiben werden. Vielleicht sah sie schon ein ganzes Jahrtausend, wie aus mancher alten Sage, die um den Bau klingt, ersichtlich zu sein scheint; denn gerade der Hassenstein ist reich an solchen Legenden, in denen Liebeslust und Liebesleid



Burgruine Hassenstein: „Innerer Burghof“. (Aufn. G. Schäfer)

aufflingt, der aber auch andere Dinge zur Grundlage der Legende hat. Tatsache bleibt, daß die Burg im Jahre 1348 erstmalig in einer Urkunde erwähnt wird, da Friedrich von Schönburg dieselbe als „Reichslehen“ von dem Böhmenkönig Johann von Luxemburg erhält. Aber schon 1351 wird Friedrich Schönburg ein Mitbesitzer in Bernhard von Schönburg beigegeben. Die Burg ist außerordentlich reich, denn es gehört zu ihr nicht nur die „Bresnitz“ — die heutige Stadt Přebitz — sondern auch die „Sletin“ (Schlettau in Sachsen). Zu Anfang des 15. Jahrhunderts kommt die Burg, die zeitweilig einem Raubritter, Heinrich von Plauen gehörte, in die Hände der „Lobkowitz“, aus deren Geschlecht im Jahre 1462 Bohuslaw Lobkowitz, einer der größten Humanisten jenes Zeitalters herauswächst.

Es würde zu weit führen, das Leben dieses bedeutenden Hassensteiners folgerichtig aufzuführen, dem man den Beinamen „der böhmische Ulysses“ gab, der seine Erziehung in Italien genoß, der die Schriften Catos und Virgils be-

herrschte, der Rechtswissenschaft und Kirchengeschichte studierte, der sich 1448 in Bologna stolz als: „Zugehöriger deutscher Nation“ bekannte, der zweimal zum Bischof gewählt wurde, ohne vom Papst bestätigt zu werden, und unter dessen Regime die herrlichste Blütezeit der Burg heraufwächst, die ihren Ruhm nicht in kriegerischen Handlungen, sondern in einer höchsten Geistesauffassung sucht und findet. Der Annaberger Dichter Johannes Sturnus, der aus Schmalkalden gebürtig ist, wird von ihm als Lehrer einer auf dem Hassenstein gegründeten Schule eingesetzt, aus der große Männer hervorgehen.

Bedeutende Männer, wie Ulrich von Hutten, Melancthon, Johannes von Trithem und andere, bezeichnen ihn als den „leuchten Stern im Reiche der Musen“, und es ist nicht verwunderlich, daß seine Gelehrsamkeit und seine Dichtergabe ihm die Mitgliedschaft fast aller damals bestehenden Gesellschaften verschafft.

Ehe er im Jahre 1510 nach hartem Krankenlager stirbt, schreibt er



Wappen der Burg Hassenstein.



Bohuslaw Lobkowitz

In seiner tiefen Ergebenheit das folgende Gedicht:

„Das Fieber schüttelt mich, es brennt mich inn're Blut:
Gib, Phöbus, Deinem Dichter neuen Lebensmut!
Du kennst die Arzeneien, Du heilend Kraft und Saft:
Schaff mir durch sie, Apollo, neue Lebenskraft!
Ist aber dem, der Dir und Deinen Musen dient,
Auf Erden nur ein hartes Lebenslos bestimmt,
Traf einen Naso spät noch der Verbannung Strahl
Und den Vulkanus Neros mörderischer Strahl,
Ist solch ein traurig Los den Dichtern hier beschieden,
Dann trag auch meines ich geduldig und zufrieden.“ —

Schon gegen das Ende des 16. Jahrhunderts beginnt der Verfall der Burg, die inzwischen in die Hände der „Stampach“ übergegangen ist und 1642 bereits als „wüstes Schloß“ bezeichnet wird. Es werden keine Mittel zu ihrer Erhaltung mehr aufgewendet, weil die Burg nicht mehr als Wohnsitz gilt, sondern „Hagensdorf“ als Aufenthaltsort der Besitzer genannt wird. Ueber das Haus der Grafen von Martiniz kommt die Burg schließlich an den Grafen Firmian. Am 9. September 1810, da Goethe im Eisenburger Schloß bei dem Fürsten Joseph, Franz Maximilian Lobkowitz, Herzog zu Raudnitz, als Gast weilte, unternahm er mit großem Gefolge eine Fahrt nach der Ruine

Hassenstein. Goethe war entzückt über die stolze Beste, die er zeichnete und deren Motive er später (1826) in einer Novelle wiedergab, die als eine der reinsten Schöpfungen unseres Altmeisters bezeichnet wird. Die Schilderung Goethes „Stammburg“ in jener Novelle paßt haargenau auf den Hassenstein, in der sogar die verdorrte Kiefer im „Bergfried“, die heute noch zu sehen ist, erwähnt wird, auch wenn Goethe sie als „Thorn“ bezeichnet, um die Spur des Motivs etwas zu verwischen. Eine Gedenktafel auf dem Hassenstein erinnert heute noch an den Besuch Goethes.

Noch ein paarmal wechselt die Burg die Besitzer, bis sie 1891 in die Hände des Herrn Emanuel Rarsch, Brunnensdorf, kommt, der ihrem weiteren Verfall Einhalt gebot und erhebliche Mittel aufwandte, um diese schönste der Burgruinen im Sudetengau der Nachwelt zu erhalten. Auch Emanuel Rarsch der Jüngere, der jetzige Besitzer der Hassensteinburg, hat weitere Mittel aufgewendet, um den weitesten Schichten der Bevölkerung diese Beste zu erhalten, die aus grauester Vorzeit in unsere Tage hereinblickt und es mit erleben durfte, daß die Sehnsucht nach dem wirklichen Deutschtum durch die Tat unseres großen Deutschen, Adolf Hitler, endlich ihre Erfüllung fand.

Georg Schäfer.

Die alte Schleittauer Postmeilensäule

Nachdem man die alte Schleittauer Postmeilensäule in dem lauschigen Winkel am Schloßplatz vor dem Schreiber-Haus aufgestellt hat, ist das Interesse an dem alten Wahrzeichen in der gesamten Einwohnerschaft wieder wachgerufen worden. Viel umstritten ist heute noch die Frage, wo in Schleittau das alte Verkehrsdenkmal gestanden hat. Die ältesten Leute können sich nicht mit Bestimmtheit erinnern. Die einen behaupten, es habe am Marktplatz gestanden, gegenüber vom Schneidermeister Schreiber-Haus, während andere sich erinnern wollen, daß es oberhalb des Rathauses gestanden habe, ungefähr dort, wo sich heute die Friedenslinde erhebt. Als zu Anfang der 60er Jahre des vergangenen Jahrhunderts das Brau- und Malzhäus vor dem Rathaus abgebrochen wurde, da wurde auch die alte Postsäule niedergelegt. Mit den Abbruchstücken ging man ziemlich rigoros vor. Es fehlte jener Zeit der Sinn für Erhaltung kulturgeschichtlicher Denkmäler. Die mächtigen Sockel wanderten nach dem Beutengraben und dienten dort bis in die neueste Zeit als Steintische in den Grünanlagen. Der Block mit dem kurfürstl. sächsischen und dem königl. polnischen Wappen kam in den Schloßpark und wurde dort ganz zufällig von Dr. Alphons Diener von Schönberg, der vor 5 Jahren mit seiner

Familie Schloß und Schloßpark besuchte, wieder entdeckt. Auf Anregen des Herrn von Schönberg ist dann die Frage der Wiederaufrichtung unserer Postsäule erst in Fluß geraten. — Das wichtigste Stück des alten Verkehrsdenkmals, die Säule mit den Wegemarken, wurde nach dem Brauhaus an der Elterleiner Brücke verschleppt und wurde dort als Torchwelle eingebaut. Dieses Stück hat dann auch am meisten gelitten. Die eine Säulenkante ist durch den darüber gegliederten schweren Lastverkehr stark abgegriffen worden. Der akademische Bildhauer Hempel in Dresden hat den Wappenstein überholt, und die heimische Firma Weißbach-Hedrich ist darüber, die übrigen Stücke der Postsäule aufzufrischen. In Kürze wird sich an dem oben bezeichneten Platz das Denkmal erheben, das einen wichtigen Beitrag zur Verkehrsgeschichte unserer Heimat liefern wird. — Es ist ein unbestrittenes Verdienst des Kurfürsten August des Starken gewesen, als er im Jahre 1721 seinem Land- und Grenzkommissarius Magister Adam Friedrich Zürner die Aufstellung von Postsäulen in den gesamten kurfürstlichen Landen zur Aufgabe stellte. Damals ist dann auch unsere Schleittauer Postmeilensäule aufgerichtet worden, die bis in die letzte Hälfte des 19. Jahrhunderts ihren stummen Dienst als Verkehrszeichen verrichtet hat.

Thomas.

Prinz Eugen, der edle Ritter

(Die Entstehung des Liedes zur Erinnerung an den 275. Geburtstag des Helden.)

Eugen Franz E. v. Savoyen, kurz „Prinz Eugen“ genannt, wurde im Oktober 1663 in Paris geboren. Prinz Eugen war der größte österreichische Feldherr und Staatsmann. Er foht in österreichischen Diensten 1683 gegen die Türken bei Wien, dann gegen die Franzosen in Italien, siegte 1704 über die Franzosen und Bayern bei Hochstedt, vertrieb die Franzosen durch den Sieg bei Turin 1706 aus Italien, besiegte die Franzosen 1708 bei Dudenarde und 1709 bei Malplaquet, nahm Lilla und Mons und vertrieb die Türken 1717 aus Belgrad.

Besonders herausgehoben seien seine siegreichen Kämpfe gegen die Türken. Im Jahre 1683, zu der Zeit, als Ludwig XIV. Straßburg geraubt hatte, verbreitete sich in Wien das Gerücht: „Der Türke kommt wieder!“ Er hatte von Ungarn aus, das er seit dem 16. Jahrh. zum größten Teil besaß, nicht weit nach

Wien. Der Kaiser verließ flüchtend seine Hauptstadt; viele Reiche folgten seinem Beispiel. Aber ein tüchtiger Mann blieb zurück, der Graf Rüdiger von Starhemberg. Er leitete die Verteidigung der Stadt, ließ Wälle und Schanzen ausbessern und Lebensmittel herbeischaffen. Bald war die Stadt vom Feinde umschlossen. Die Türken wurden dabei von den Franzosen unterstützt. So galt der Kampf dem schlimmsten Feinde des Deutschtums und des Christentums, dem Franzosen und dem Türken. In höchster Not, da die Lebensmittel knapp geworden waren, rückte ein Entsatzheer heran, das Deutsche aller Gauen, die gemeinsame Gefahr erkennend, vereinigte. Unter Leitung des genialen Feldherrn Prinz Eugen griff es sofort die Türken an und schlug sie in die Flucht. Wien war gerettet. Das war 17 Jahre vor 1700. 17 Jahre nach 1700 wollte man auch

Belgrad, das letzte Bollwerk der Türken, eine der stärksten Festungen Europas, erobern. Wieder war Prinz Eugen die Seele des Unternehmens. Es galt, eine höchst schwierige Aufgabe zu lösen; denn die Stadt war an 3 Seiten auf natürliche Weise geschützt und nur von Süden her zugänglich. Außerdem lag in der Stadt eine starke türkische Besatzung, die sich hartnäckig wehrte. Sechs Wochen lang dauerte bereits die Belagerung, und das Heer Eugens war auf 70 000 Mann zusammengeschrumpft. Da nahte der Großvezier mit 200 000 Mann zum Entsatz Belgrads. Die Lage war für Eugen verzweifelt. Aber kaltblütig traf er seine Anordnungen und ließ in der Nacht vom 15. zum 16. August los schlagen. Belgrad wurde erobert. Die Türken wurden vertrieben und kamen nie wieder.

Der Hauptheld aller dieser Kämpfe war der Ritter Prinz Eugen. Wo er die Soldaten führte, da war Sieg und Ruhm. Kein Wunder, wenn der Ruhm über seine Taten durch ganz Deutschland erklang und er als Nationalheld gefeiert wurde. In ihm vereinigten sich alle Eigenschaften eines großen Feldherrn und edlen Menschen. Die Soldaten fochten begeistert unter seinen Fahnen. Diese Stimmung kommt in dem damals entstandenen Eugenius-Liede packend zum Ausdruck. Meisterhaft wird darin der Held gezeichnet. Es lautet:

„Prinz Eugenius, der edle Ritter, wolt dem Kaiser wiederum kriegen Stadt und Festung Belgrad. Er ließ schlagen einen Brücken, daß man kunn hinüber rücken mit der Armee wohl für die Stadt.“

Als der Brücken nun war geschlagen, daß man kunn mit Stück und Wagen frei passiren den Donafluß: bei Semlin schlug man das Lager, alle Türken zu verjagen, ihn zum Spott und zum Verdruß.

Am 21. August soeben kam ein Spion bei Sturm und Regen, schwurs dem Prinzen und zeigts ihm an, daß die Türken futragieren, soviel als man kunn verspüren, an die drei mal 100 000 Mann.

Als Prinz Eugenius dies vernommen, ließ er gleich zusammen kommen sein General und Feldmarschall. Er tät sie recht instruieren, wie man sollt die Truppen führen und den Feind recht greifen an.

Bei der Parole tät er befehlen, daß man sollt die Zwölfe zählen bei der Uhr um Mitternacht. Da sollt alls zu Pferd aussitzen, mit dem Feinde zu scharmützen, was zum Streit nur hätte Kraft.

Alles saß auch gleich zu Pferde, jeder griff nach seinem Schwerte, ganz still rückt man aus der Schanz. Die Musketier wie auch die Reiter tätten alle tapfer streiten; es war fürwahr ein schöner Tanz.

Ihr Konstabler auf der Schanzen, spielet auf zu diesem Tanzen mit Kartäunen groß und klein, mit den großen, mit den kleinen auf die Türken, auf die Heiden, daß sie laufen alle davon.

Prinz Eugenius wohl auf der Rechten tät als wie ein Löwe fechten als General und Feldmarschall. Prinz Ludwig ritt auf und nieder: „Halt euch brav, ihr deutschen Brüder, greift den Feind nur herzhast an!“

Prinz Ludwig, der mußt aufgeben seinen Geist und junges Leben, ward getroffen von dem Blei. Prinz Eugenius ward sehr betrübet, weil er ihn so sehr geliebet, ließ ihn bringen nach Peterwardein.“

Wichtiger als in diesen Worten und der kraftvoll marschmäßigen Melodie ist die weltgeschichtliche

Bedeutung des Sieges nie geschildert worden. — Wie das Lied entstanden sein mag, schildert Freiligrath in seiner Ballade „Prinz Eugen“ in lebendiger Weise. Ein Trompeter des Feldherrn hat nach der Schlacht, tiefst beeindruckt von dem großen Geschehen, das Lied auf die letzte Kampfhandlung geschaffen. Am Abend, als sich die Kameraden um das Lagerfeuer versammelt hatten, sang er ihnen sein Lied nach einer ihm bekannten Melodie ein-, zwei-, dreimal vor. Dann sangen es die Kameraden sofort nach. Der Dichter, weit davon entfernt, nun von den Kameraden gefeiert zu werden, wendet sich stillschweigend seitwärts zur Marktenderin. Er freut sich nur, daß sein Lied gefallen hat und nun im Volksmunde lebt. Daß sein Name und seine Person vergessen werden, ist ganz typisch für die Entstehung des Volksliedes; so ist es immer gegangen.

Ursprünglich hielt man einen Desterreicher für den Erfinder des bekannten Liedes; dann nahm man an, ein Brandenburger sei der Verfasser gewesen. Kürzlich hielt nun ein Universitätsprofessor in der Wiener Akademie der Wissenschaften einen fesselnden Vortrag über die Herkunft des Liedes, das zu einem österreichischen Nationalgesang geworden war. Professor Viktor Junt konnte an Hand eingehender Vergleiche und Forschungen nachweisen, daß der Rhythmus des Eugenius-Liedes dem

(Fortsetzung siehe Seite 6)



=== FROHE FAHRT INS PFINGSTLAND ===



(Urheberrechtsschutz durch Verlagsanstalt Manz, München.)

(21. Fortsetzung.)

Der Seppel hat sich wieder hingeseht. Nicht, weil er etwa den Kopf spürt. Nein, das ist schon vorüber. Er kann wieder ganz grade Gedanken fassen und mit ihnen raufen. Er will bloß eine günstige Gelegenheit abwarten, daß er mit der Försterin reden kann.

Aber auch aus ihr kriegt er nicht heraus, was drüben im Jagdhaus los ist. Entweder weiß sie nichts oder sie sagt nichts. Bleibt ihm da etwas andres übrig, als selber hinüberzugehen?

Als die Försterin wieder im Haus ist, steht er langsam auf und verschwindet vorsichtig zwischen den Bäumen.

Helles Licht glänzt über die Firne. Endlich heben sich wieder die grauen Nebel davon und vergehen in den blauen Himmel. Es wird wieder ganz klar und schön.

Das Zeisele steht an seinem Fenster und schaut über den grünen, sonnüberglänzten Wald nach den fernen, im Neuschnee leuchtenden Gletschern. — Ein leises Trauern ist noch in ihm, denn sein Herz kann es nicht fassen, daß ein Mensch wie die Kathl, so jung und froh, auf einmal nimmer ist. Aber wie der Tag so schön ist und wie die Nebel steigen, da hebt sich auch in ihm immer klarer eine helle Freude. Es muß an den Jager denken — an das Bußl am Jaun. Es hat ihm einfach nachlaufen müssen dazumal. Wie ein unwiderstehlicher Zwang ist das gewesen, als es ihn so traurig dahingehen sah. Und dann — als es vor ihm gestanden und er so bleich unter dem Tuch vorlag, da hat er ihm plötzlich so erbarmt, daß es ihm auch noch ein Bußl geben mußte. Damit es ihm grad so wohl würde, wie es ihm damals unter dem Baum geworden...

Es pocht. Da dreht es sich schnell weg vom Fenster und sagt „herein“.

Es ist der Amerikaner und hinter ihm der Jonny, der mit beiden Armen einen Berg von großen Schachteln trägt.

„Zeisele,“ sagt der Amerikaner, nachdem er es begrüßt hat, „da rat einmal, was wir dir bringen? Nein, das errätst du doch nicht! Also werd ich dir's sagen. Du kannst mir eine große Freude machen. Du weißt, daß ich gern etwas Schönes sehe. Da sind ein paar Kleider drinnen, die aus Wien geschickt worden sind. Ich möchte dich gern einmal in einem solchen Kleid sehen. Ich bin schon neugierig, welches du dir aussuchst.“

Das Zeisele schaut ihn ratlos an. Es hat doch erst vor wenigen Tagen ein Kleid bekommen, zum Begräbnis. Und jetzt schon wieder eins! Es regt sich in ihm eine scheue, unbestimmte Abwehr...

Jedoch da streifen seine Augen über die Schachteln hin, die Jonny schmunzelnd auf einen Stuhl gestellt hat. Die oberste ist offen, ein wunderbares weißes Kleid ist darin, fast wie ein Hauch so zart. Ach, ach, wie das lockt — ein solches Kleid! Es anziehen —!

Und warum soll es eigentlich nicht, wenn es dem Herrn, der so gut zu ihm ist, eine Freude macht? So wird aus dem Kopfschütteln unversehens ein Nicken.

Mit verdecktem Schmunzeln hat der Amerikaner des Dirndls Kampf beobachtet. Jetzt gibt er Jonny, der mit steifer Neugier zusieht, einen energischen Wink. —

Das Zeisele ist allein. Eine Weile steht es und traut sich die Schachteln garnicht anzurühren. Aber immer näher und näher geht es hin. Ganz leise und vorsichtig fährt es dann mit der Hand über das duftige Weiß. Und da kann es sich nimmer halten.

Fiebernd vor Eile hat es das alte Gewand ausgezogen und streift nun die weiche, weiße Seide über den Körper. Wie eine heimliche Liebkosung ist das, und es muß einen Herzschlag lang die Augen schließen.

Dann läuft es zum Spiegel und schaut hinein. O, was für ein wunder-, wunderschönes Kleid! Aber die Zöpfe passen nicht

recht dazu. Mit fliegenden Fingern tut es sie auf und schüttelt das offene Haar, bis es weich und locker über das zarte Weiß fließt.

Dann hüpfst plötzlich ein kleines, helles Bächchen über seine Lippen und es nickt seinem Bild im Spiegel heimlich zu. Es dreht sich ein wenig nach der einen Seite, ein wenig nach der andern. Und schließlich fängt es vor dem Spiegel gar ein kleines Bißchen zu tanzen an.

So merkt es garnicht, daß es gepocht hat und daß nach kurzem Warten still der Amerikaner eingetreten ist. Jetzt steht er an der Tür und schaut mit einem immer tiefer werdenden Bächchen zu.

Wie erschrickt das ahnungslose Zeisele, als es ihn plötzlich im Spiegel stehen sieht. Es steht wie erstarrt und kann kein Glied mehr rühren. Hilflos neigt es den Kopf.

„Zeisele, hab ich dich erschreckt? Verzeih, ich glaubte, du hättest herein gesagt. — Ich will auch gleich wieder gehn, wenn's dir lieber ist.“

Da dreht es sich langsam um, läuft auf ihn zu und birgt seinen Kopf an ihm.

Nun ist er es, der erschrickt. Er spürt das junge, frische Dirndl in seinen Armen und es wird ihm wunderbar warm ums Herz. Auf einmal ist ganz stark der Wunsch in ihm, es zu küssen. Aber nein, das würde dem Zeisele vielleicht seine Natürlichkeit nehmen, und das wäre zu schade. Es ist wie eine Bergblume — wenn die eine unachtsame Hand berührt, ersticht ihr Schmelz.

Er streicht einmal leise über das weiche Haar und schiebt das Dirndl dann weg von sich, es zu betrachten.

„Wie eine richtige Dame schaust du aus, Zeisele; du hast wirklich fein gewählt, alle Achtung!“

„Na, i hab garnit gewählt, i hab einfach 's erste anzogn.“

„So? Aber ich glaube, besser kann dir kein andres stehn.“

Das Dirndl wird rot vor Freude und schlägt die Augen nieder. Er muß gehen, denn sonst wird er ihm doch noch einen Kuß geben.

Das Zeisele versteht nicht recht, warum er gegangen ist, und ein ganz kleines Biß tut es ihm weh. Es hätte ja so gern noch einmal gehört, daß es ihm gefällt.

Aber lang dauert die Trauer nicht. Der Tag ist zu schön und zu lockend. Und ehe es sich's versieht, steht es wieder vor dem Spiegel und guckt hinein. Es macht einen kleinen Kniz, denn vor einer richtigen Dame muß man doch einen Kniz machen.

Da klopft es schon wieder. Mit einem Sprung huscht das Dirndl weg vom Spiegel. „Herein!“

Jonny ist's. Steif steckt er den Kopf durch die Tür:

„Ist es gestattet? Ich... ich...“ Seine Augen werden ganz glasig vor Bewunderung. „Oh, very nice. Wie eine amerikanische Miß... vom Schuh bis zum Kopf. Die Schönheitskönigin von Europa!“

In dem Dirndl wacht eine ganz unsinnige Freude auf. Bis in die Fingerspitzen hinaus, bis in die Zehen hinunter spürt es, daß es schön ist. Da kann es nicht anders, es läuft auf den steifen Jonny zu und tanzt mit ihm im Kreis herum.

Aber der Jonny versteht nicht, daß er tanzen soll, oder er kann es nicht. Er stolpert und holpert über seine eigenen vornehmen Füße und sagt verzweifelt dazwischen:

„No... Nein... please... aufhörn!“

„Aber Jonny, tanz doch mit mir, wenn i a solche Freud hab!“

„Ah, ein Tanz soll das sein,“ schnauft Jonny, der endlich freigekommen ist und langsam seine Würde wiederfindet. „Das ist kein Tanz... da ist kein Rhythmus drinnen und kein Tempo!“

„Aber Jonny, weil du's nit kannst.“ Das Zeisele ist fast ein wenig böse. Da der Jonny immer alles heruntersetzt, was

ihm lieb ist, hat es sich langsam angewöhnt, ihm zu widersprechen. „Schau einmal her da!“

Es tanzt und dreht sich vor ihm wirbelnd herum, daß die Haare und das Kleid und die Beine nur so fliegen. Ein Landler ist's, so wie ihn die Dirndl an den Festtagen mit ihren Burschen tanzen und wie ihn jedes Bergkind schon von klein auf in sich spürt. — Wenn der Jonny nur ein wenig Gerechtigkeitsinn in sich hätte, müßte er sehen, daß dies ein richtiger Tanz ist und daß sogar der Sonnenschein, der durch das Fenster auf das hellleuchtende Kleid fällt, heimlich mittanzet. So schüttelt er nur ablehrend den Kopf:

„Nein, das ist nicht Tanz für seine Gesellschaft. Ein richtiger Gentleman“, er räuspert sich bescheiden, „würde nie so tanzen. Ein Tanz muß haben Rhythmus und Kultur. Richtig tanzen kann man nur in Amerika. Der Swing, das ist ein Tanz, oder der Forttrott.“

Das Zeisele, dem die Augen noch blitzen von dem lachenden Drehum, bekommt einen spöttischen Mund. Und spitzbübisch fragt es:

„Wie hast gesagt, Forttrott?“

„Forttrott, Forttrott! — Ja, soll ich ihn dir zeigen?“

Er stellt sich in Positur, als wenn er einen Besen geschluckt hätte. Dann macht er eine Verbeugung vor einem unsichtbaren Wesen. Er legt vornehm die Arme darum und schiebt es mit steifen, schnellen Schritten vor sich her durchs Zimmer. Dazu brummt er ganz verklärt: „Mta, mta“ und immer nur „mta“.

So komisch ist das, daß das Dirndl hell auflacht. Und noch jemand lacht. Das ist der Langhans draußen vor der Tür. Vielleicht schaut er durchs Schlüsselloch.

Des Dirndls Lachen hätte der Jonny vielleicht ertragen, aber dies Gelächter durch die geschlossene Tür, das wie das Geknack eines boshaften Ziegenbocks ist — er springt hin zur Tür und reißt sie auf.

„Hast du keine Manieren!“ schreit er den Vaganten an, dessen Gelächter sich beim Anblick seines Feindes eher verstärkt. Ja, sie sind Feinde. Der lange, gemüthliche Hans will sich vor diesem amerikanischen Hampelmann nicht beugen. Und das ist auch verständlich, wenn man bedenkt, daß der lange Hans ein aufrechter Kerl ist, zwei Meter aufrecht. Und daß ihn dieser karierte Indianer bei der Röchin so ausgestochen hat.

Jonny hat sich wieder gefaßt. Nur mit amerikanischer Ruhe kann man wirklich imponieren. Er verzieht verächtlich den Mund und spuckt ihm gleichsam daraus verächtlich vor die Füße: „Wollen wir das ausboren?“

„Ja“, sagt der Langhans zu Jonnys Verblüffung. Er hat eine solche Wut, der Langhans, daß er jetzt auch davor nimmer zurückscheut. Bloß nimmer sich ducken! Und vielleicht kann der auch selber nicht bogen.

„Ja“, wiederholt Jonny und jauchzt fast. Denn jetzt ist er in seinem Element. Jetzt kann er dem Dirndl einmal zeigen, was Amerika ist. Er möchte ihr ja so gern imponieren. —

Der Langhans ist nun doch etwas erschrocken. Aber er stellt sich breit und trotzig hin und ballt seine Fäuste, denn das ist das einzige, was er vom Bogen weiß.

„Zeig einmal deine Hände“, fährt ihn Jonny an. Er tut es und hält sie ihm beide unter die Nase. „Damned boy, hättest du sollen Bagger werden. Da sind meine Handschuhe ja viel zu klein.“ Er frägt sich verlegen. „Aber ich will telegraphieren, daß man welche schickt nach Maß. Komm und laß mich abmessen mit Meterstab.“

Jonny macht noch eine eilige Verbeugung in das Zimmer zurück und trappelt schon mit seinem Gegner die Stiege hinunter.

Das Zeisele hat garnicht recht verstanden, was da los war. Aber es ist froh, daß es wieder allein ist. Es wartet, bis nichts mehr zu hören ist draußen, dann versucht es mit steifen Beinen den Tanz nachzumachen, den Jonny gezeigt hat. Aber das ist garnicht schön.

Es bleibt stehn am Fenster. Schaut hinaus in den leise rauschenden Wald. Dann sagt es flüsternd zu sich: „Aber so a Tanz ist nix für's Herz.“ Und flink dreht es sich um und läuft zur Tür und über die Stiege hinunter. —

Plötzlich steht der Seppl vor dem Zeisele. Zuerst erkennt er es garnicht. Aber die Augen, die sterngoldnen Augen verraten es ihm. Es hat ein blühweiches, weißes Kleid an, das seine dunkle Zierlichkeit noch bezaubernder macht. Die seidenschwarzen Haare sind offen und darüber schweben in einem leichten Wind die Äste der Fichten. Er starrt das Dirndl an wie eine Erscheinung und weiß garnichts, als daß es schön ist.

Dem Zeisele geht es wie ihm. Es hat ihn gesucht, hat sich gesehnt nach ihm, aber jetzt, da es ihn sieht, weiß es nichts mehr. Es steht nur und schaut ihn an. Es sieht die Binde auf seinem Kopf und möchte ihn fragen, wie's ihm geht. Doch es bringt kein Wort über die Lippen. Seppls Augen sind ja auch so seltsam, immer trauriger und zugleich immer wilder werden sie.

Jetzt kommen dem Seppl die Gedanken wieder. Es steigt etwas auf in ihm, das er bisher nicht gekannt, ein Schmerz so wild und groß.

„Woher hast das Kleid?“ jagt er mit heiserer Stimme:

Als das Zeisele keine Antwort gibt, weil auch in ihm ein großer Schmerz erwacht vor diesen Augen, die es plötzlich an die erste Begegnung erinnern, fährt er noch härter fort:

„Sag mir nur eins — ob du in dem Haus da wohnst?“

Das Zeisele nickt. Ein wenig trozig. Reden könnte es ja nicht.

Da dreht sich der Seppl mit einem Ruck um und geht davon.

Dem Dirndl ist's, als müßte es in den Boden versinken. Es versteht einfach nicht, was da geschieht. Mit starren Augen schaut es dem Jäger nach und merkt garnicht, daß ihm zwei große, helle Tropfen über die Wangen laufen. — Der ganze Staat freut es nimmer. Ach, könnte es doch wieder das arme, kleine Zeisele sein!

Aber dann stampft es auf mit dem Fuß. Das hätte der Seppl nicht tun dürfen! Es weiß ja nicht einmal, warum er so zornig war. Das hätte er wenigstens sagen müssen. — Gut, wenn er nichts mehr von ihm wissen will, dann will es auch nimmer an ihn denken, nie, nie mehr!

Dabei kugeln zwei neue dicke Tränen in das Moos hinunter.

Eine Woche später ist Schützenfest drunten im Dorf. Jubelnd schwingen im Kirchturm die Glocken aus und ein: bum, baum, bum baum. Laut trachen von den umliegenden Hügeln die Böller dazwischen. Emsig springen die Burschen ab und zu mit ihren langen Stangen und lassen die dunklen Feuermäuler brüllen. Ueberrauschend, sich überschlagend vor Lebensfreude und Lust klammern ihre Jauder dazwischen.

(Fortsetzung folgt.)

De Walt is wunnerbar...

In sän Garten hinnern Haus siht dr Reichel-Karl-Görg, e jeder kennt ne do hauken bei uns in Gebirg, ar is ka reicher Bagen, ar is aa nel arm, de Zeit sogn aber: Jnu, dar siht schi wam...! Ar hot sei schie Heisel, bissel Fald, ene Kuh, drei Ziegen, paar Gans un e Herdel Hühner drzu. —

Seit siht ar nu su hauken auf dr Gartenbank, seine Kuh hol'r an Baam gebunden mit en alten Strang, do kimm e Vogel geflun hie of dan Baam, dar singt un trallert un frät sich ums Labn. „Hm“, denkt dr Karl-Görg, „de Walt is doch e nährliches Ding die gieht meiner A'sicht noch ganz verkärrt ämmering, — die Kuh, su e gruß Viech, stakt hier zwischen dan Zaun un muß vorlieb namme mit dan bissel Raum, dar Vogel aber, su e ganz klä bissel Viech, hot nu de ganze Walt, dort, dort un dohie...“ Wie dr Karl-Görg dos esu denkt, flecks, siel ne wos auf de Nos', war dar aber drschrocken, — wos war da nör dos? Ar greift mit dr Hand an de Nos' un wischt's wag, — 's war weter garnischt, — von Vogel ewing Drad. „Pach diech fort, du Naaz, dos brauchste net ze machen!“ räseniert ar zen Vogel, drbei muß ar lachen.

Wie ar drauf seine Kuh zur Stalltür neitreibt, ar noch emol ene Weile sinnend kratzen bleib. „Dr Mensch soll niemols fraveln“, denkt ar su für sich, „denn de Walt, dos wähs ich nu, is doch ganz wunnerlich! Gerod dos Beispiel mit dan Vogel un dar Kuh, grußmächtiger Herrgott, wos für Ugelüdsvogel wärst ihe du, wär dar Vogel in klän Raum, die Kuh aber ubn gewasen, un du hästst aa gerod wie vorhin unnern Baam gefassen...!“

Walter Findeisen.

(Fortsetzung von Seite 3.)

Charakteristischen Oberpfälzer Tanzliederrhythmus gleichkommt, dem sogenannten „Zweifachen“, in dem Zweiviertel- und Dreivierteltakt wechseln. Die Strophenform des Liedes ist viel älter als das Lied selbst und muß für die neue Weise von jemandem angewendet worden sein, der sie gut im Kopfe hatte, also von einem bayrischen Soldaten, der sie in seiner Heimat kennen gelernt hatte. Bayrische Soldaten machten ja auch den größten Teil der Armee aus, mit der Prinz Eugen den großen Sieg bei Belgrad erfochten hat, durch den Oesterreich ein für allemal von der Türkennot befreit wurde. Der Truhmengesang des bayrischen Trompeters aber hat diesen Sieg der kaiserlichen Waffen in ganz einzigartiger Weise verherrlicht und der Nachwelt bis auf unsere Tage überliefert.

R. Wagner.

Einerzgebirgischer Tonmeister

Von P. Serlikty.

Christoph Graupner heißt dieser Mann, von dem wir heute etwas hören. Der Name mag wohl manchem unbekannt sein, aber doch verdient es dieser Tonmeister, von ihm zu sprechen.

Graupner wurde 1683 in Hartmannsdorf b. Kirchberg, Erzgebirge, geboren. Früh brachte man ihn auf die Thomasschule zu Leipzig. Der damalige Kantor der Thomasschule, Kuhnau, — dessen Nachfolger Graupner wurde —, legte den Grund zu seinem künftigen Beruf.

Die geistigen Fähigkeiten Graupner's, zumal die der Musik, zeigten recht bald die erhofften Früchte.

Von Leipzig ging er, ohne welchen Grund, nach Hamburg als Cembalist (Cembalo = ein Klavierzimbäl, ein altes Instrument in Flügelform, dessen Saiten durch die Tasten nicht angeschlagen, sondern mit Federteilen angerissen werden) und komponierte auch bald darauf Opern. In Hamburg lernte Graupner den besten aller deutschen Opernkomponisten kennen, der allein 116 Opern schrieb.

Der musikverständige Musikmeister Ludwig von Hessen-Darmstadt machte bald Bekanntschaft mit Graupner und stellte ihn 1710 als zweiten Kapellmeister in seine Dienste. Graupner war damals erst 27 Jahre alt. In wenigen Monaten brachte Graupner die Darmstädter Kirchen- und Opernmusik auf hervorragende Höhe. Durch seine Kompositionen gewann er gute Künstler, obwohl die damalige Darmstädter Hofkapelle schon als eine der besten in Deutschland galt.

Christoph Graupner war zu jener Zeit einer der beliebtesten deutschen Tonmeister. Als nach dem Tode Kuhnau's, der auch Erzgebirgler war, der Rat zu Leipzig die Thomas-Kantorstelle ausschrieb, meldeten sich nicht weniger als 23 Bewerber. Man nahm eine engere Wahl vor, zu der nur die namhaftesten Musiker in Frage kamen. Dies waren Kammermusikdirektor des Fürsten Leopold von Anhalt, Johann Sebastian Bach, der berühmte Hamburger Stadtmusikdirektor Telemann und der Hessen-Darmstädter Kapellmeister, unser Erzgebirgler Christoph Graupner. Und er wurde gewählt.

Der Fürst von Hessen-Darmstadt war über die Wahl Graupner's außer Rand und Band. Unter keinen Umständen wollte der Fürst ihn freigeben, und er hat Graupner verweigert, zu

bleiben, was dieser nach reiflicher Ueberlegung auch tat. Und so trat Johann Sebastian Bach an Stelle Christoph Graupner's, als Thomaskantor in Leipzig.

Hartmannsdorf kann stolz auf seinen großen Sohn sein. Dr. F. Roß berichtet uns, Graupner habe 1418 Kirchenkantaten und viele andere Werke durch unermüdliches Schaffen komponiert, die in Darmstadt aufbewahrt werden. Unter diesen Werken seien besonders hervorgehoben neun deutsche Opern, zahlreiche Vokalwerke, Sinfonien von zum Teil starker Besetzung, Quartette und Konzerte, die von ihm in Kupfer gestochenen Klavierstudien und „Monatlichen Klavierfrüchte“, und nicht zu vergessen das berühmte Hessen-Darmstädter Choralbuch, eines der hervorragendsten Werke.

Nach seinem Rücktritt von der Wahl zum Thomaskantor ernannte ihn der Fürst zum ersten Kapellmeister und bedachte ihn mit einer Anerkennung. 1750 erblindete er infolge Ueberanstrengung seiner Augen. Dies machte ihn, bei seinem lebhaften erzgebirgischen Temperament so unglücklich, daß er 1760 im Alter von 77 Jahren starb.

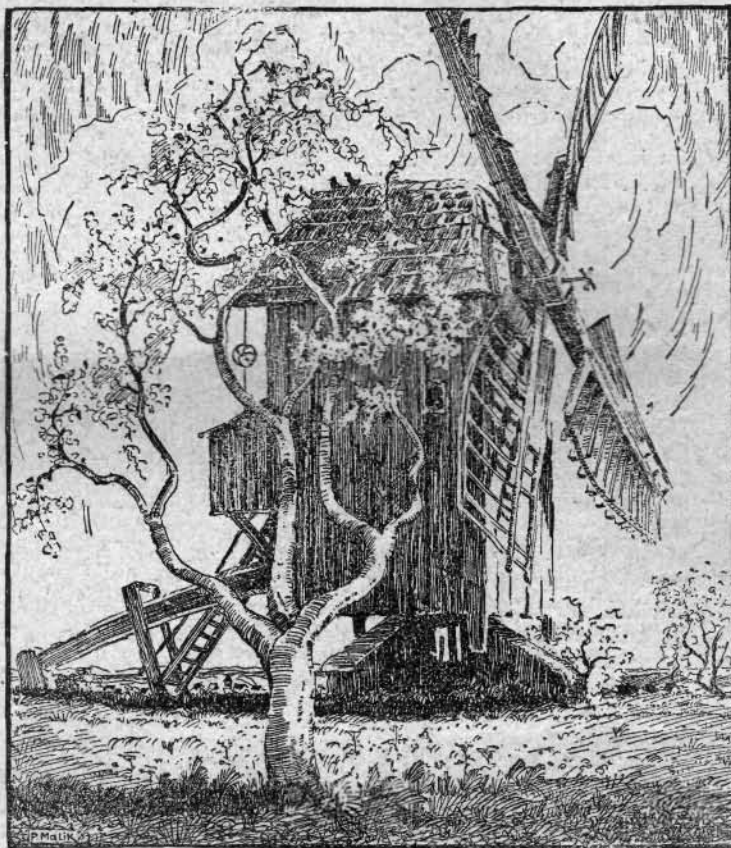
Ueber die Familienforschung Graupner's läßt sich so gut wie nichts ermitteln. Fest steht, daß ein Landwirt Graupner bezugte, man habe, als er kleiner Junge war, einen großen Schrank voll ganz alter Briefe und Schriften verbrannt, da das Zeug überall im Wege stand. Wohl findet man noch ein altes Stammbuch oder alte handschriftliche Aufzeichnungen und Verträge, die wohl heute wichtig sind; aber über die Person unseres Darmstädter Kapellmeisters ist nichts zu finden, trotzdem wir bis zum Jahre 1780 kommen, also 20 Jahre nach seinem Tode. Von da ab verliert sich jedes Anzeichen auf den Namen Graupner.

Und so müssen wir uns mit dem begnügen, was wir gefunden haben.

Wir achten und ehren solche Männer in dankbarer Freude, und unvergänglich bleibt das Zeichen ehrender Erinnerung! Wie tief geht doch die Geschichte unserer Heimat und wieviel Interesse bringen wir den Männern, die unserer erzgebirgischen Erde entwachsen sind. Hauptsächlich auf musikalischem Gebiet hat uns das Erzgebirge eine ansehnliche Reihe solcher großer Männer geschenkt. Männer aus Sachsen sind uns bekannt, wie Anacker, Chr. Kirchner, Kretschmar, Scheller, Kuhnau (wie schon eingangs erwähnt, der Thomaskantor), Joh. Herm. Schein, Neefe und Stölzel, sowie aus dem Sudetenland Stradell, Hammerschmidt, Labitzki, Gluck und Hasler.

Alle diese Männer sind uns ein Vermächtnis, denen wir unsere alte Musik verdanken, und es wäre zu wünschen, wenn wir recht oft musikalische Darbietungen ihres Schaffens hören würden.

Der wahre Sozialismus aber ist die Lehre von der härtesten Pflichterfüllung!



Die alte Mühle. Von P. Malik.

(Sch. & Sch./M.)

Nooch'n Feierabend

De veruglichte Pflingstpartie

Von Walter Findeisen.

In Ringelsdorfer Gesangsverei „Hohes C“ war gelei von dr Vereinsgründung aa die Mode miet eingeführt, daß alle Gahr ze Pflingsten ene schiene Sängerpartie gemacht wur. Wohl gemerkt: Sängerpartie...! Also ohne Weibsen! Ze dan Zeiten war dos überhaupt net annersich, denn do hieß es abn: „Wos mr liebt, läßt mr drham!“

Wie aber nu vir paar Gahrn die „Kraft-durch-Freude“-Fahrten auffame, do wurn aa in „Hohes C“ Stimme laut: Pflingstpartie mit Weibsen! Dos häßt, die lauten Stimme warn de Weibsen selber, se wollten sich de Walt aa ewing miet asafe, sahten se, un überhaupt, dan Mannern wär alläne net ze traue...! Wahrscheinlich war doch e bissel wos durchgesickert von dar Partie nooch'n Filzleisch, wu die Ringelsdorfer Sänger mit en Hardel setten schien — doch halt, — wos mahr iech da... — ich will dos Ding net verrotten...!

Kurz un gut, de Sängerweibsen ginge net ab un wollten nu mehro aa miet drbei sei. Dos gab unner de Sänger nischit wie Aufruhr, jeder stemmet sich drgegen. Bluß emol in Gahr wär die Partie, do gehöretn käne Weibsen drzu, die hätten schi drham genug Patscherei un hinge su schi genug ihrn Mannern hinten un vorne dra... Esu war de Eistellung. Un schließlich kam vorigs Gahr noch emol ene Partie ohne Weibsen zstand. Se fiel aber aa drnooch aus! Als wenn dos ene Abschiedspartie, e Lustfähr sei sößt! Dodurch wurn aber die Weibsen alle noch drboster, un zen annern Pflingsten ging käne änzige von ihrer Forderung ab: Pflingstpartie mit Weibsen! In jeder Singstund vir Pflingsten gobs dodrüber Debatte. Wie gar schi e paar Sänger esu auf'n Rand rim, natürlich ganz unner Eistfluß von ihrn Stroflamento drham, sahten, se wollten abn de Weibsen versuchsweise emol mietnamme, do ging dr schönste Krawall lus. Dr Birstand selber, dar aa esu en Hausbasen drham hot, war dr Schlimmste. „Wenn' mir dos letzte bissel Fröh in Gahr noch namme wollt, do hau iech ne ganzen Drack hie!“ brüllet ar, un domiet war 's Machtwort endgültig gesacht. Also: Ohne Weibsen!

Dar Krieg, dar dodrauf überol drham lusging, is net ze beschreiben. De Fensterheben taten beinahe klirren, — 's hieß so gar, bei mannichen hätt mr Löpp klirren hör'n... — aber iech will nischit gesacht hobn. De Zeit verging, Pflingsten kam immer nahnder, 's war immer noch käne Enigkät. De Weibsen wollten abn durchaus miet, de Mannern aber sahten nā, do lieber wöllten se drham bleiben. Ben Danel-Seßf wur die Sach gar gefährlich, dā seine Alte tat toglang drham rim flarn un saht, zr Arbet wär'sche gut genug, de Mannern wöllten nār draußenrimschweinigeln, — ne Strick wöllt se noch namme... Aber saltsam, — die ganzen Sänger blien fest. Also immer noch: Ohne Weibsen!

Do kam zwischenei ene Versammlung von Frauenwerk, wu aa de ganzen Sängerweiber miet beteiligt warn. Gewiß is do aa von dr Sängerpartie gelaßt wurn, denn drnooch warn alle Weibsen wie üngewannelt. Ene jede saht gelei ne annern Tog ze ihrn Maa, se söllten nār allā ihre Partie machen, denn 's wär nu doch schi immer esu gewesen, se hätten eigeasche.

Also ging die Geschichte lus. An ne Pflingstmorgn um sechse war'sch Traffen. Dr Himmel hot dosmol e Watter aufgesteckt, wie's net schöner in Kolanner stiehe ka. Alle Sänger warn schi von früh a in dr schönsten Laune. Jeder frug ne annern: „Nu, wos saht dā deine Fraa, wu de ginast?“ Alle Antworten warn gleich: „Ha, die hot sich gefrät, daß esu schie Watter is. Meine is sogar selber zeitig miet aufgestanden un hot mir en ff. Bohnenkaffee gemacht, de Bemme geschmiert —!“, „Meine aa, — meine aa, — meine ganz genau esu...“ sahten se von allen Seiten.

Dr Pflöckel-Schuster hot ene grüße Butt Nordheiser reserviert, do wur nu gelei an frühn Morgn emol rimgeschenkt un e tiefer Zug gemacht, dodrbei wur herzhast Proßt gesacht auf die guten Weibsen. Dr Balmwierer, dar ewing e Feinschmecker war, tat dan Nordheiser zwāmōl ganz bedachtig kosten, 's tat'n ju gar ewing drbei schütteln, nocherts saht'r: „Ha, e guter Bohnenkaffee un e guter Nordheiser, — 's is dar'salbe gute Geschmaack...!“ Drbei tat'r sich 's letzte Tröppel noch aus'n Bart laden. De Partie ging lus mit en fröhlichn Lied. Kaum warn se aus'n Dorf naus, do saht dr Birstand: „Eh! Horcht alle har!

Die Sach mit unnern Weibsen is mir ze auffällig. Egal frugn se, wu mr dosmol hiemacheln. Merkt ihr nischit? — Unnere Weibsen wolln uns dosmol ausruhen un wolln uns noochkomme! Aber en Drack! Mir warn dosmol net, wie gesacht, nooch dr Dreibrüderhöf' machen. Unnere Weibsen könne ruhig dorthie komme, do könne se uns lang suchen un warn sei lange Gesichtser machen! Horcht auf! Von hier ab gieht's nooch Barnstää!“ (Bärenstein.)

E Beifallssturm brach lus, wie ne de Ringelsdorfer Flur überhaupt noch net gehört hat. Jeder von de Sänger kont sich nu entratseln, worüm sei Fraa esu gelacht hot un aa esu zeitig miet aufgestanden war, wu se doch alle ze de Feiertog emol gern sich ene Stund länger in Bett rimslaagen. Aber de Mannsen warn doch gescheiter! A'stimmig wur ne Birstand sei Birschlog angenomme, de Partie ging wetter, — nooch Barnstää.

Wie nocherts die Gesellschaft schi e ganz Stück in Wald nei war, saht dr Schneider-Edeward: „Eh! Wolln erst emol ene Raft machen, — iech muß emol de Hufen abnebeln...!“ Dr Marsch hielt auf, do saht dr Pflöckelschuster un aa dr Balmwierer: „Mir is aa esu...“ un geschwind warn se nüber in de Fichten. Die dreie warn schi ene ganze Weile von dr Stroß wag, vier annere warn inzwischen dansalbn Wag gange, do wur dr Birstand ugedulbig un ar brüllet in de Fichten: „Mahrt eich nār aus!“ Doch kaum gesacht, griff ar selber schi su verdächtig nooch de Hufentratseln, un schwupp, do war ar aa nüber. Abschließend noch zwāe miet. Zeleht wa'r'sch esu, do trot nār noch dr Dirigent, dr gunge Schullehrer, mutterseelnsallā auf dr Stroß. Dr ganze Gesangsverei stot stark beschäftigt in de Fichten.

Epper ene Stund mocht organge sei, do warn allezamm esu einigermaßen zen Weitermarsch parad. Dar ene saht, sei Bohnenkaffee wär ze stark gewesen, darannere hot nüchtern Weinöl getrunken, um viel saufen ze könne, dar annere wieder saht, 's wär von dan nüchtern Nordheiser. Jeder dacht ewos annersich un zeletzt came se überei, zr Beruhigung erst noch en setten guten Nordheiser eizenamme, denn von Schnaps wär'sch auf kann Fall. Die Flasch ging rundüm, nocherts gings wieder föder.

Gut war'sch, daß de Partie noch e ganz Stück durch'n Busch ging, denn kaum e halbe Stund draus ging dos namliche Theater wieder lus, dosmol sogar noch schlimmer. In kurzer Zeit warn alle Sänger drübn in de Fichten mitn Kniebeugn in Zeittupenaufnahme beschäftigt un auf dr Stroß stand wieder mutterseelnsallā dr gunge Schullehrer. Nooch ner Weile came zwā Gunge von Ringelsdorf har mit en Handwogn gefahrn, lachetn un brülletn in de Fichten: „Schien Gruß von dr Mutter, wenn 's Papier net langet, do wär e ganzer Handwogn voll...!“

Dos schlug wie e Blitz ei un alle Sänger huppeln von ihrer Beschäftigung auf. Jeden ging miet en Mol e grüßmachiger Säfsieder auf, — se warn alle von ihrn Weibsen a'geführt wurn. In Kaffee war ewos gewesen, in Nordheiser aa... Alle hot's drwisch, nār dar Schullehrer war verschont, — wahrscheinlich hot dar ene ganz starke Natur... Dr erste, dar aus dan Schrad zur Befinnung kam, war wieder dr gescheite Birstand. „Ihr Gunge!“ rief ar aus de Fichten raus, „rennt emol geschwind nei ins Dorf zr Grüwarn-Emma, verlangd fir drei Mark Muschkat, fir drei Mark, — iech täts morgn selber bezohn...!“ Die Gunge sahten fort. Bald came se abgeheht wieder un sahten: „Schien Gruß von dr Emma, un Sunntigs wür nischit verlaßt. Un geborgt erst recht net...! Do, se hot aa noch ene Lading Papier mietgeschickt...!“

De Mannern hätten plagen könne vir But. Na de Emma machet dan Schwindel miet, wu se doch Wittraa war! Un esu warn se alle gezwunge, die Pflingstpartie aufzegabn un ener nooch'n annern schlich sich wieder ham ins Dorf. Dar Empfang! Ich sog eich, de Wörter lange net zu! Wir dr Birstand zr Haus für neiwanket, stand sei Alte schi parad: „Nu, warn mr dā zen annern Pflingsten mietgenomme...?“ Dr Birstand konnt gar käne Antwort gahn, denn ar hot nār geschwind ze tue, doch ar dos kläne Tür mit dan Buckfanster drwischet. Esu war'sch aa bei jeden annern. Dos Sprichwort „War ne Schoden hot...“ war esu richtig wahr, denn weit un breit war de Ringelsdorfer Sängerpartie noch lange Tagesgespräch. Bluß ben Dirigent, ben Schullehrer, hot's net gewirkt. De Sänger hätten dan wirklich net zugetraut, daß dar esu ene starke Natur hot. — In Wirklichkeit war'sch bei dan aber esu: ar war erst e Gahr verheirat' un sei gunge Fraa hot's äfach net fartig gebracht, dos kläne Flaschel Reich, wos in dar Frauenwerksversammlung an alle Sängerweibsen ausgetaakt wur, ihrn Maa in Kaffee ze schütten. De Lieb, ja de Lieb war bei ihr doch noch e bissel ze neibacken...!



FRÜHLING IN DEN BERGEN

Pfingst-Liedel

Von Walter Findeisen

Kast nu wieder wandern gieh
in de schiene Gottesnatur,
tausend Blümle strahln un blühe,
tausend Vögle singe im Chor,
rundüm jubelts froh dir zu:
Pfingstzeit, o wie schie bist du!

Birken prange in schönstn Kladel,
jedes Streichel puht sich froh,
gar dr Schleedorn, wie e Madel
zieht e ganz weiß Rödel aa,
un von weitrn schi winkt ar zu:
Pfingstzeit, o wie schie bist du!

Aa dr Wald puht sich viel haller,
steckt de schönstn Zapfel auf,
Kuckucksruf un Vogeltraller
hör'n von früh bis obnds net auf,
überol klingl's ohne Ruh:
Pfingstzeit, o wie schie bist du!

Gunge Hasle komme gesprunge,
's Escherle turnt flink in de Höh,
ganz vertraut führt nu sei Gunge
an ne Waldrand 's alte Reh,
's Wiegnlied rauscht dr Wald drzu:
Pfingstzeit, o wie schie bist du!

Ach ihr Leit, war dos ka schaue
und tief trinken ka ins Herz,
dar ka Haifer drmies baue,
dan hebl's fort aus jeden Schmerz,
denn fu wahr un echt is schu:
Pfingstzeit, o wie schie bist du!